

Natur, Schicksal und Würde

Ein Homo-Gen schafft keinen Respekt

VON RENATE H. RAMPF

Immer noch versuchen Forscher und Forscherinnen genetische Ursachen für die Entstehung der Homosexualität zu finden. Vielfach geht es um eine neue Form der Ausgrenzung. Aber auch Lesben und Schwule können sich an dem Thema erwärmen. Wenn genetische Ursachen für die gleichgeschlechtliche Liebe nachgewiesen werden können, so die Hoffnung, hätte man endlich mal die Natur auf der eigenen Seite. Die Entdeckung der Gene soll der Beleg für die Naturhaftigkeit von Homosexualität sein und die quälenden Forderungen nach einem anderen, dem sozial erwünschten Verhalten beenden. Kurz gesagt: Wenn es die Gene sind, muss es natürlich sein und somit gut. Aber stimmt das auch?

Zwang zur Vermehrung

Dass Mutter Natur es schon richtig gemacht habe, hört man nicht nur im Bioladen. Das Natürliche ist in Alltagsgesprächen und in politischen Diskussionen zu Homosexualität eine wichtige Größe. Die eigene (Hetero-) Sexualität wird als naturgegeben erlebt, weil sie „von allein entstanden ist“ und „ohne Zutun“ einfach da ist, die Wünsche und Haltungen nicht absichtsvoll sind. Dabei sind zwei sehr unterschiedliche Verwendungsweisen dieses Naturbegriffs zu unterscheiden - eine ausgrenzende und eine integrierende Form. Der ausgrenzende Naturbegriff besagt, die Natur sei an sich heterosexuell organisiert, Homosexualität sei gegen die Natur. Mit Heterosexualität ist dabei die Funktion der Vermehrungsfähigkeit gemeint. Der integrierende Begriff von Natur besagt, Homosexualität sei doch auch natürlich.

Mit dem Verweis auf homosexuelle Pinguine oder Schafe gewinnt der integrierende Ansatz die erste Runde. Aber da es so leicht ist, zu glauben, die Natur habe es schon richtig gemacht, folgt dann gleich die Frage nach der Funktionalität: Welchen Platz hat die Natur dem gleichgeschlechtlichen Paarverhalten zudedacht? Hat Homosexualität eine evolutionär vorteilhafte Aufgabe? Ist sie nicht vielmehr nutzlos? Die Antworten sind skurril bis schauerhaft: Wir lesen von ausgeprägtem Brutverhalten, dem Wunsch, das Erbgut der

Sippe zu erhalten und der Notwendigkeit, viel Sex mit evolutionär günstigen Partnern zu vollziehen. Solche Überlegungen sind weder menschenfreundlich noch an Rechten orientiert. Sie weisen dem Menschen nur eine einzige Aufgabe zu: sich zu vermehren.

Das größte Problem der Homo-Gen-Debatte ist, dass sie sich der impliziten Behauptung, Individuen und Gesellschaften unterlägen dem Postulat einer effizienten Bevölkerungspolitik nicht entziehen kann. Ob homo-, bi- oder heterosexuell, gegen diese gefährliche Verkürzung der Anthropologie muss Einspruch erhoben werden. Wenn man schon annehmen will, dass es die menschliche Natur gibt, sollte man nicht vergessen, dass wir soziale und kulturelle Wesen sind. Der Zugang des Menschen zur (inneren und äußeren) Natur wird immer durch die Fähigkeit, Fragen zur eigenen Existenz stellen zu können, vermittelt sein. Es ist vollkommener Unsinn zu glauben, man könne Sinn, Kultur und ethische Grundsätze allein mit Begriffen von Zeugung und Vermehrung beantworten. Im Gegenteil muss man davor warnen, die Natur als vermeintlich positive, universelle Grundnorm zu verwenden. Zentrale Werte der demokratischen Kultur wie Selbstbestimmung und Handlungsfreiheit sind bedroht, wenn als Zweck des Menschlichen nicht der Mensch, sondern die Vermehrung angesehen wird. Wer auf die Natürlichkeit des Homo-Gens setzt, wird damit nur schwerlich Forderungen nach Gleichberechtigung oder Respekt begründen können.

Entlastung der Betroffenen?

Die Sorge, das eigene Empfinden sei falsch oder sogar verboten, quält die meisten homosexuellen Jugendlichen. Ein Homo-Gen macht die Schuldfrage überflüssig, weil das unvermeidliche Schicksal akzeptiert werden muss. Aber hilft das schon? Das „Warum?“ kann vielleicht mit dem Verweis auf das Homo-Gen beantwortet werden, aber für das selbstbewusste „Ich bin eben so!“ braucht es mehr. Der alles durchdringende Gestus der heterosexuellen Erwartung ist für die Vermehrung von Selbstzweifeln vollkommen ausreichend. Daher wird diese Selbstverständlichkeit

Lesben und Schwulen auch dann fehlen, wenn die Existenz eines Homo-Gens nachgewiesen würde.

Individualität und Zufall

Den verschiedensten Persönlichkeitsmerkmalen sind schon genetische Dispositionen zugeschrieben worden. Vielleicht gibt es Gene für körperliche Merkmale, genetische Dispositionen für Begabungen oder solche, die das Sozialverhalten beeinflussen. Aber das macht die Frage nicht überflüssig, wie denn damit umzugehen sei. Verdienen Menschen ihre natürlichen Anlagen? Müssen Begabungen speziell gefördert oder Nachteile ausgeglichen werden? Gleichberechtigung, Chancengleichheit oder die Forderung nach Hilfe und Unterstützung müssen immer mit Menschenrechten, sozialen Rechten oder Freiheitsrechten begründet werden. Gene, welcher Art auch immer, können moralische Forderungen nicht begründen. Die Natur ist weder gerecht noch ungerecht.

Es ist eher unwahrscheinlich, dass vielschichtige individuelle Verhaltensweisen wie Zuwendung, Liebe und Sexualität oder gesellschaftliche Phänomene wie Familiengründung und Paarbeziehungen auf einfachen genetischen Anlagen basieren. Die Erklärungskraft der Gene ist mit Sicherheit unterkomplex. Aber selbst wenn man daran glauben will, dass es eine genetisch-materielle Basis des Verhaltens gibt, ja das sogar nachweisen kann, bleibt der Umgang damit immer ein Gegenstand sozialer und ethischer Erwägungen. Aus dem genetischen Sein folgt kein Sollen. Die Bezugspunkte der Begründung, beispielsweise das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung und die Freiheit zur Wahl der Lebens- und Liebespartner, sind in den Yogyakarta-Prinzipien erstmals systematisch dargelegt worden. Keine der Begründungen wird davon abhängig gemacht, ob die (sexuelle) Identität persönlich und frei gewählt oder genetisch vorgeformt wurde.

Kurzversion des Beitrages „Genetische Grundlagen als gutes Argument? Warum die Entdeckung des Homo-Gens nicht mehr Akzeptanz bedeutet“ Genethischer Informationsdienst (GID) Spezial Nr. 9.